
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 114. Bromberg, den 18. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(15. Fortsetzung.) ———

Soweit war alles gut. Das scheußliche, feuchte Haus hatte er aus der Hand gegeben. Er würde nicht mehr daran denken. Flower hatte Wort gehalten. Nun erwartete er Nachrichten aus Paris.

Inzwischen lag der schwere Stahlkasten ungeöffnet auf dem Tisch in der Bibliothek. Andy hatte die ganze Wohnung erfolglos nach den Schlüsseln abgesucht. Der ganze Kasten war ihm unheimlich. Er zweifelte nicht, daß er etwas enthielt, was besser verborgen bleiben sollte. Je öfter er sich fragte, wo der Schlüssel sein könnte, desto sicherer wurde er, daß er in der Bank war.

Er schickte Tonio hin, mit einem vorsichtig geschriebenen Brief. Man durchsuchte das feuersichere Fach, darin Hermanns Wertpapiere aufbewahrt waren. Der Schlüssel wurde nicht gefunden. Danach verstaute er in seiner sorglosen Art den Kasten in eine Ecke und versuchte, ihn zu vergessen.

Dann kamen die unvermeidlichen Telegramme und Briefe aus Paris.

„Horatio Klage zurückgezogen. Warum? Diana."

„Alles hundertmal schlimmer als vorher. Was tun? M."

Und ein Brief von Muriel, den er doch lesen mußte, obwohl er sich dabei verabscheute. Was für Gemeinheit, unbefugt in die Geheimnisse eines Herzens einzudringen! Er mußte antworten.

Am nächsten Tag kam ein Telegramm von Diana:

„H. anscheinend verrückt geworden. M. abfährt heute abend Schlafwagen Mentone zu D. V."

D. V. Das war Dolly Valentine, die sich mit Diana in die Sorge um Muriel teilte. Diana hatte öfters von ihr gesprochen. Aber wer sie eigentlich war, wußte er nicht; noch, wo sie wohnte. Ein Briefwechsel war unter diesen Umständen ebenso schwierig wie gefahrvoll.

Er verbrachte einen ganzen Morgen damit, einen Brief an Muriel aufzusetzen, der zugleich farblos und doch voll menschlichen Gefühls sein sollte. Er schrieb in dunklen Andeutungen, denn weder aus Muriels Brief noch aus Dianas Telegramm war zu ersehen, inwiefern Horatio verrückt geworden war.

„Wir müssen sehr bald abfahren, lieber Tonio", sagte er eines Nachmittags. „Das Klima ist für mich der Tod und für dich auch."

„Für mich?" Tonio zuckte mit den Achseln. Er hatte der größten Härte eines amerikanischen Winters getrotzt, in Neuyork, Chicago, Denver, in jeder Stadt, wo Schneestürme häufiger waren als Sonnenschein. Damit verglichen war das neblige London ein behagliches türkisches Bad.

„Wohin?" fragte er.

„Ich denke, Südafrika ist ein warmer Ort", sagte Andy. „Warum sollten wir uns nicht dort einmal umsehen? Das Auto steht gerade vor der Tür. Es soll dich zum Reisebureau fahren. Stelle die schnellste Verbindung fest und nimm zwei Kabinen mit Bad."

Der plötzliche Einfall freute und erregte ihn. Er begleitete Tonio zur Tür und gab ihm lachend Anweisungen. Die Gesellschaft sollte ihm das Beste zur Verfügung stellen, sonst würde er selbst ein Schiff bauen und die Schiffsgesellschaft zugrunde richten. Er rief ihn noch einmal zurück.

„Sag ihnen, daß ich eine Zimmerflucht haben will."

Warum auch nicht? Geld spielt keine Rolle. Er würde mit Würde verschwinden. Er war in überschäumender Laune. Ein glänzender Einfall. Südlich vom Äquator. Das war das Richtige! Erst einmal an Bord, und die Gefahr war überstanden. Er lachte und schloß die Tür.

Sein Blick fiel auf einen Brief in dem Briefkasten. Er nahm ihn heraus. Der Brief trug keine Marke. Er war von dem Schreiber oder einem Boten überbracht worden. Die Anschrift war mit Maschine geschrieben. Er enthielt eine Viertelseite, von einem Block abgerissen, die bedeckt war mit handschriftlich ausgeführten, mathematisch-gespenstischen Zeichen, mit Brüchen und astronomischen Figuren.

Andy setzte sich an den Schreibtisch und grübelte über das rätselhafte Schriftstück nach. Es gab nur drei Erklärungen dafür. Es kam entweder aus dem Tollhaus oder einem verwandten Ort; es war die Lösung einer verrückten mathematischen Aufgabe; oder es war eine Mitteilung in Geheimschrift. Irrsinn schien es nicht zu sein, dazu war es zu ordentlich, mit Mathematik schien es nichts zu tun zu haben, so blieb nur noch die Möglichkeit der Geheimschrift. Er konnte aber nichts damit anfangen. Vergebens waren alle Bemühungen, die Zeilen zu enträtseln. So steckte er das Papier in das Schreibtischfach.

Es war eine Stunde vergangen, er hatte vor diesem neuen Geheimnis Vergessen im Alkohol gesucht und las gerade einen Detektivroman, als die Tür aufflog und Diana hereinstürmte.

Er hatte den flüchtigen Eindruck eines von der Tür eingerahmten, erschrockenen Bronson und erhob sich.

„Ich weiß", rief Diana, „Bronson durfte mich nicht vorlassen. Aber ich fühlte, daß du zu Hause warst. Keinesfalls konnte er mein Eindringen verhüten, und daher mußt du ihm verzeihen."

Andy gab Diana die Hand und sagte feierlich und geistesgegenwärtig:

„Bronson hätte wissen können, daß mein Verbot sich nicht auf dich bezog."

„Aber wozu das Verbot? Spielst du Einsiedler?"

„Ich fühle mich in keiner Weise wohl. Und dann ... und dann ...", er überlegte krampfhaft, „alles hat sich verschworen, mich zu ärgern. Hier in London sind jetzt zwei oder drei Fachleute, ein Amerikaner, ein Schwede und ein Deutscher, alle drei bilden sich ein, ich sei einer der besten Kenner der Platonischen Philosophie und wollen mich um Rat fragen. Und ich will nicht. Sie würden mich zu Tode langweilen, das mag ich nicht."

Sie sah ihn in ihrer spöttischen Art an und setzte sich in den Stuhl am Kamin, den er ihr angeboten hatte.

„Paris scheint deiner Gesundheit besser zu bekommen."

„Möglich", sagte er. Dann unvermittelt: „Wie geht es Muriel?"

„Gut! Sie ist ganz außer Gefahr. Und jetzt ist sie gut untergebracht bei Dolly Valentine. Ich fand ein Telegramm vor bei meiner Ankunft. Hast du auch eines erhalten?“

Andy nickte. Er hatte ein Telegramm am Nachmittag bekommen:

„Gut angekommen. M.“

„Dolly wird sie wieder aufpäppeln.“

„Sicherlich! Zigaretten?“

Er reichte ihr die Schachtel und beugte sich über sie mit dem Streichholz. Sie sah mit einem freundlichen Lächeln auf und dankte ihm. Andy warf das Streichholz in das Feuer, ein Gedanke beherrschte ihn: Wenn Augen so wundervoll danken konnten für eine solche Belanglosigkeit, was für eine Wunderwelt mochte noch hinter ihnen verborgen liegen.

„Ich bin so bald wie möglich zu dir gekommen, um einiges klarzustellen“, sagte sie. „Deine Briefe waren ganz und gar unklar.“

Andy erwiderte, daß es nichts aufzuklären gebe. Eine Woche schicke Muriels Mann eine Klage auf Ehescheidung, in der nächsten ziehe er sie wieder zurück. Er sei eben ein unsicherer Bursche!

Was man da tun solle, fragte Diana.

„Was rätst du mir?“

Sie lachte verächtlich. „Ihr beide seid so anders als ich, und auch anders als der arme alte Horatio, der mir auch fremd ist. Aber wäre ich in deiner Lage, ich würde die Frau, die ich liebe, mit mir nehmen, meinethalben auf die Fidschi-Inseln, und die Welt soll sagen, was sie will. Und an Muriels Stelle würde ich nur darauf warten.“

„Ich möchte wissen, ob du das wirklich tätest. Wirklich?“ fragte er.

Sie stutzte über den Ton in seiner Stimme.

„Wie meinst du das?“

Er faßte sich schnell wieder. „Solche Dinge sagen sich leicht, aber man darf die Vernunft nicht außer acht lassen!“

„Mein Gott“, sagte Diana und warf das Ende ihrer Zigarette ins Feuer, „dasselbe sagt Muriel auch, sie ist ein kleiner Papagei.“

Er warf ihr einen raschen Blick zu, erhob sich und ging durch das Zimmer.

Da saß sie, herausfordernd, höhnisch, leuchtend in ihrem grünen Kleid, Grün in Grün abgetönt. Er sah im Augenblick nichts als ihre Schönheit und hörte bloß ihre Stimme, sanft, tief und klingend:

„Ich möchte, daß ihr beiden mir die Beziehung von Liebe und Vernunft klar machtet.“

Er wandte sich ihr zu und vergaß Hermann.

„Vernunft und Liebe haben nichts miteinander zu tun.“

Ihre Augen begegneten einander, die ihren forderten ihn heraus:

„Also dann, warum nicht die Fidschi-Inseln?“

Er fuhr sich hilflos über die Augen.

„Ich kann euch beide nicht verstehen. Ich habe euch nie verstanden. Ich wünsche bei Gott, ich könnte es! Liebe? Ich weiß nicht. Für euch beide scheint die Liebe ein Aquarium zu sein, mit immer gleichmäßig lauem Wasser.“

Er stand vor ihr und fühlte sich beschimpft: ein kalter Stock von einem Liebhaber.

„Du bist beleidigend.“

Sie zuckte rücksichtslos mit den Schultern. „Vielleicht bin ich es. Warum auch nicht? Ich liebe meine Schwester mehr, als du dir je vorstellen kannst. Ich weiß, daß sie sich wie eine kleine, schwache Närrin benimmt. Alles war ganz in Ordnung, bis du gekommen bist. Du sprachst ihr von Plato und Shakespeare und von was weiß ich noch und stelltest ihr dar, was für ein erbärmliches Geschöpf der Mann sein müsse, der nur mit Hunden, Pferden und seiner Briefmarkensammlung lebe und für Gemüsebau schwärme. Oh, ich weiß Bescheid darüber.“

„Warum stehst du dann auf meiner Seite gegen Horatio?“ fragte er scharf.

Sie hob die Hand. „Du fragst mich immer nach Gründen. Ich kenne sie nicht. Horatio konnte mich nie leiden. Wahrscheinlich weil ich ganz anders bin als Muriel. Zu modern wahrscheinlich. Er selbst gehört in das frühe neunzehnte Jahrhundert und liebt die Frauen jener Zeit. Unser erster Streit ging um die Frage der Frauenerziehung. Darin bin ich eine Ketzerin.“

„Warum eigentlich?“

„Weil eine solche Erziehung alle Naturen unterdrückt. Alles Sinnliche war verpönt. Den Frauen damals wurde eingeredet, das Sinnliche stamme vom Teufel. Oh, mein lieber Hermann, ich will dir nichts von Liebe erzählen. Ich glaube, ich könnte es, wenn ich wollte, und du wärst darüber entsetzt bis in die Tiefe deiner unbegreiflich vergeistigten Seele! Doch was ich sagen wollte, ist dies: Horatio wünscht sich einen Ausbund von Tugend, das bin ich nun ganz und gar nicht. Ich bin doch ein ganz anständiges Mädchen, wie du weißt, aber die dummen Verlogenheiten kann ich nicht vertragen. Ich verlange, daß ein Mann mich mit seinen Sinnen und mit seinem Verstand würdigt, genau wie ich ihn. Der einzige Unterschied zwischen uns bleibt die Tatsache des Kinderkriegens. Das ist die Schwäche der Frau oder auch ihre Stärke. Und wenn ich mich bemühe, Kinder zu bekommen, so ist es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich zu bemühen, für diese Kinder zu sorgen. Alles sauber geteilt. Horatio und ich sind uns nicht einig über die Bedeutung dieses Wortes. Er hat die Herrenanschauung seines Großvaters. Er hält mich für eine moderne Frau ohne jeden moralischen Halt. Wirklich, ich bin ein rotes Tuch für ihn.“

Er erwiderte nachdenklich: „Wäre er der Pascha, wie du ihn schilderst, wäre er nicht imstande, Muriel zu vergeben, und würde nicht versuchen, sie zurückzugewinnen.“

„Und du gibst ihm darin wohl noch recht, ganz ruhig, kühl und philosophisch?“

„Vielleicht“, sagte Andy, „es wäre doch das Beste für uns drei!“

Sie fuhr hoch: „So gibst du sie auf?“

„Ich muß ihr Zeit zum Nachdenken lassen.“

„Solange, bis Horatio bei ihr in Mentone ist. Er hat ihr bereits ganz verrückte Briefe geschrieben und sie darin beschworen: Laß uns die Vergangenheit begraben und von neuem beginnen. Und sie ist einverstanden, daß du sie aufgibst?“

„Was kann ich dagegen tun?“

„Guter Gott“, rief Diana. Sie erhob sich mit einem spöttischen Lachen. „Was für ein fabelhafter Liebhaber du bist! Leb wohl, mein Freund.“

Sie ging zornig zur Tür. Er hielt sie zurück, indem er sie beim Handgelenk ergriff.

„Es ist verdammt gleichgültig, was du über mich denkst. Ich wünsche bei Gott, ich hätte Muriel nie gesehen. Es war ein Irrtum. Du bist es, die ich begehre. Du! Vom ersten Augenblick an, da ich dich sah. Jetzt weißt du es.“ Er ließ sie frei, sie starrte ihn an, völlig fassungslos.

„Du bist verrückt geworden“.

„Völlig verrückt!“

Sie faßte sich wieder. In ihren Augen lag eine Herausforderung.

„Was erwartest du nun von mir?“

Er öffnete die Tür.

„Daß du fortgehst und vergißt, daß es je einen solchen Narren wie mich gegeben hat.“

„Das werde ich tun“, sagte sie mit hochmütig erhobenem Kopf.

12.

Tonio, der eine Weile später ins Zimmer trat, einen offenen Reise-Prospekt schwingend, fand seinen Auftraggeber schwermütig vor dem Kamin sitzen.

„Vor drei Wochen ist nichts frei“, sagte er.

Andy blickte auf. „Ich will morgen fahren. Augenblicklich will ich fort!“

„Unmöglich“, sagte Tonio.

Andy erging sich in unnützen Verwünschungen. Mehr als je war die Abreise dringend nötig. Drei Wochen . . . eine Ewigkeit. Tonio sah ihn verständnislos an. Was war geschehen?

„Ich hätte mich niemals gehen lassen dürfen“, fluchte Andy.

Tonio zuckte leise mit den Achseln. Er hatte es aufgegeben, den neuen, rätselhaften Andy zu begreifen. Er breitete den Prospekt auf dem Bibliothekstisch aus und erwartete Andys Gutachten.

Andy erhob sich und betrachtete glanzlosen Auges die mit Bleistift angezeichneten Kabinen.

„Es muß doch andere Möglichkeiten geben, Brasilien, Australien, wohin man sofort abreisen kann. Geh morgen früh zu sämtlichen Reisebureaus.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Verhängnis.

Skizze von **Arnold Krieger.**

Das Atelier ist von flirrendem Licht erfüllt. Der Arm mit der Holzpalette zittert. Ein wenig von dem giftigen Saturnrot rinnt auf die Hand des Meisters. Professor Gauger fühlt sich nicht gut. Er starrt überanstrengt in das mattäugige Gesicht mit der stark gehöckerten Stirne. Ist der Spiegel getrübt, oder liegt auf seinem Blick heute ein Flor? — Heute? Schon seit Tagen!

Gauger setzt den breitgefügten Pinsel mit der Schmalseite auf. Er will unter den Schläfen die Augenrunzeln anlegen. Gaugers Selbstbildnisse haben seit langem hohen Rang und weiten Ruhm.

Das Bild, an dem er jetzt arbeitet, soll seine bisherigen Werke an sinnlicher Tiefe noch übertreffen. Eine knappe Woche, dann ist Gaugers fünfzigster Geburtstag; das bedeutet ein überpersönliches Ereignis, Mittag des Lebens, Zenith des unerschöpflich Schaffenden. Vor fünfzig Jahren zur Welt gekommen, die Welt weiß ihm Dank. Eine Gauger-Ausstellung soll diesem Tag Weihe und Wertbestand geben. Das neue Bild muß bis dahin fertig sein, Gauger hat alle seine Kräfte um diesen Vorsatz zusammengerafft. Es ist eine Aufgabe, von der er nicht ohne Selbstaufgabe lassen kann. Aber es scheint, daß er seinem Körper mehr aufgebürdet hat, als Nacken und Nerven zu tragen vermögen. In diesem mächtigen Energiespeicher haust noch die Nachhut des letzten Anfalls. Scharlach ist es diesmal gewesen.

Seit Tagen nistet in Gaugers Kopf ein Schmerz, raspelt emsig am Scheitelbein, steigert sich besonders nach den Mahlzeiten ins Unerträgliche. In den Händen brechen dann Zuckungen aus, Krampf wühlt im Magen.

Ist es eine neue leidenschaftliche Krankheit, was ihm sein Schaffen verfinstert? Jahrzehntelang hat er herrisch alle Treffer des Schicksals abgeschüttelt, die ihm ans Mark wollten. Nie vermochte ein Schlag über den Splint dieses Stammes hinaus ins Kernholz vorzudringen.

Gauger preßt die Lippen, die Kiefer zusammen. Will ihn eine unbekannte Macht hindern, sein Werk zu verwirklichen? Noch trotzt er unbewältigt, er ist selbst ein Gewalthaber.

Der Pinsel liegt im Griff der Rechten schwer wie Blei. Gauger läßt den Arm sinken, geht dicht vor den Spiegel. Wie sie ihn befremden, diese violett unterpolsterten Augen mit dem aschfarbenen Blick! Plötzlich spürt er in ihnen ein Brennen, als hätte sie ein Kalkspritzer getroffen. Es ist unmöglich, jetzt länger zu arbeiten. Gauger sinkt in einen Stahlsessel. Allmählich läßt der Schmerz nach, der Maler schläft ein. Es ist ein marmorner Schlaf, ohne Traum und Bewegung.

Beim Erwachen ist es im Raum dämmrig. Gauger schilt sich, daß er so viele Stunden vergeudet hat. Er steht auf. Kreidige Dreiecke sieht er tanzen. Auf der Gesichtshaut liegt ein Gefühl beklemmenden Abgesperrtseins wie von einer Rauchmaske.

Wie spät mag es sein? Er muß seine Uhr dicht vors Auge heben, er staunt, behorcht sie, lächelt schwach, schüttelt verstört den Kopf. Erst fünf Uhr? Das kann doch nicht sein. Vor acht wird es nicht dunkel. Er tritt ans Fenster. Straßenlärm wie mitten am Tag. Und die Turmuhr schlägt fünf. Und die Sonne scheint ja noch, ein matter, heller Fleck, hoch am Himmel. Und doch ist es so dunkel.

Was bedeutet das? Sitzt er noch schlafend im stählernen Sessel? Und plötzlich begreift er: Sein Augenlicht ist im Erlöschen!

Das Herz tut einen entsetzten Sprung. Eisiger Sand rieselt ihm den Nacken hinunter. Er steht mit schlotternden Fäusten, die Nägel ins Ballenfleisch gepreßt. Er ist unfähig zu denken, was er fühlt. Von der Mitte des Leibes her erstarrt er.

Er hat von Fällen plötzlicher Erblindung gehört. Die Hirnrinde wird dort, wo das Zentrum des Sehsinns liegt, von erkranktem Blut durchtränkt. Wie ein graphitner Blitz blendet diese düstere Klarheit vor ihm auf.

Er tappt zum Spiegel. Seine Augen verschwimmen im Glas, aber die Lippen sieht er deutlich, blau sehen sie aus: dunkles Kobaltviolett, denkt der Maler. Er tastet nach seinem Gerät, fühlt den Spatel, reißt eine Pergamentschicht von der Blockpalette, leuchtet mit dem Rest seines Augenscheins an den Bildern entlang.

Es kann nicht sein, denkt er, es kann ja nicht sein. Es ist ein Irrtum. Ich habe in einer Woche meinen fünfzigsten Geburtstag, es kann nicht sein. Sie werden's nicht zulassen. Er taumelt an den Tisch, drückt auf den Klingelknopf, hört nicht auf zu klingeln.

„Leo!“ stürzt seine Frau herein. „Hilf mir!“ schluchzt er. Ihr Gesicht ist ein rosagrauer Fleck. Er tastet über ihre Züge, die schmalen Nüstern, die feingerillte Stirn . . . Nun liegt er im Bett. Irene sorgt lind für ihn, tröstet, es gehe vorüber, und er solle schwitzen, die Augen seien erkältet, weiter nichts. Aber er kann nicht schwitzen. Die Betten türmen sich. Kein Mittel hilft. Der Mund ist ausgedörrt, die Haut am ganzen Leibe spröde. Gauger atmet schwer, bergesschwer. Einen Arzt läßt er nicht ans Bett, bei jedem Versuch tobt er mit gurgelnden Lauten. Er hat abgründige Angst vor dem Todesurteil seines Künstlertums.

Und er weiß doch ohne den Spruch des Arztes, weiß es mit jeder Zelle seines Leibes. Er wirft sich ächzend hin und her, eingekeilt — ein Titan. Er bäumt sich auf gegen diesen mörderischen Anschlag des Schicksals, bäumt sich auf mit der basaltenen Gewalt seiner Schöpferschaft, die sich aufs grausamste beraubt sieht. Verweht ist die Bahn, das Ziel verhängt. Glimmt in diesem Verhängnis ein Sinn? — —

Der nächste Morgen kommt ohne Licht; Gauger ist völlig erblindet. Er tastet und riecht an seinen Werken, verstummt. Aus seiner Apathie fährt er jählings auf, befiehlt: einen Augenarzt! Gewißheit, lautet sein letzter Wunsch.

Bei der Untersuchung ist zärtlichster Zuspruch um den Zusammengebrochenen, und doch kann sich Frau Gauger kaum noch selbst aufrechterhalten.

Der Spezialist fragt beide sehr genau nach sonstigen Symptomen. „Kein Spiegelbefund!“ stellt er fest. Die Erblindung ist urämisch, eine Folge harniger Blutverderbnis. Digitalis, Glühlichtbäder, Aderlaß hinter den Ohren, veränderte Ernährung. Die Hinzuziehung eines Kollegen erforderlich. „Sobald das Oedem der Rindensubstanz durch Aufsaugung geschwunden ist, wird die Blindheit aufhören, in spätestens vierzig Stunden.“

Die Keule des Glückes tötet ihn fast, auch Frau Irene wankt und würgt und schluchzt.

Schon am Tage danach kehrt die Sehkraft allmählich wieder, am Abend ist sie vollkommen. —

Der Geburtstag wird still und blaß, mit ernster Freudigkeit gefeiert. Gauger ist noch sehr schonungsbedürftig.

Aber vierzehn Tage danach steht er wieder im Atelier, um an seinem Selbstbildnis weiter zu arbeiten. Das nächste Bild soll „Die Orgel“ heißen. Er hält Palette und Pinsel ohne Beben. Der ganze Raum liegt von flirrendem Lichte durchflutet.

Auf dem Hellweg.

Skizze von **Magdalena Kind.**

Sonntag morgens nach der Kirchzeit sitzen ein paar Männer aus der Umgegend in Joris Rademakers Schenke und erzählen. Irgend etwas auf dem Hellweg bringt die Menschen von Sinnen — —

Ein Chauffeur in dunkelblauer Dienstkleidung kommt herein, knallt die Tür hinter sich zu, wirft sich in den ersten Stuhl, den er zu fassen kriegt. „Also! Kein Mensch bringt mich wieder dazu, diesen verdammten Weg zu fahren. War das eben ein Schrecken! Ich fahre gute neunzig Kilometer — da meine ich doch, es rennt mir einer geradewegs in den Wagen hinein. Ich bremse scharf. Kein Mensch zu sehen. Ich geh um den ganzen Wagen herum, schaue in den Straßengraben. Nicht das geringste zu entdecken . . . Ein Helles, Herr Wirt! Mir sitzt der Schreck in den Knochen.“

„Es ist schon manches auf der blanken Landstraße geschehen“, sagt Lehrer Wesers und sieht hinaus.

Draußen strömt der Regen derart, daß er sich zu Schwaden verdichtet.

Da sagt Meta Rademaker, die still mit einer Näharbeit dagesessen: „Wo der Hellweg den scharfen Bogen macht, steht ein Weidenstumpf, der sieht von weitem aus wie ein hockender Mensch. Er ist inwendig hohl und leuchtet in der Dunkelheit. Am Tage glimmt er bloß. Was leuchtet, ist Phosphor."

„Donnerwetter, dann habe ich das für was anderes gehalten", lacht der Chauffeur . . .

Draußen rauscht ein mächtiger schwarzer Reisewagen durch hohe Schneewasserfontänen heran.

Schweigsam betrachten die Anwesenden die nach kurzer Zeit eintretenden Fremden. Drei Herren, eine Dame. Erst nach genauem Hinsehen merkt man, daß die Schlichtheit ihrer Kleidung von höchster Eleganz ist. Die Dame trägt einen kleinen Juchtenlederkoffer in der Hand.

„Wir wollen hier warten, bis das Unwetter vorbei ist", sagt der ältere Herr in das Schweigen hinein. — Die Bilder der Standesherren im Rathaus der Stadt sehen so aus wie der, denkt Wefers. Das Wesen dieser vier Menschen ist von einer ruhigen Höflichkeit, die ihnen schnell Vertrauen erweckt.

Und doch fragt sich jeder der Männer um den Wirtstisch: Was wollen die hier zu dieser Tageszeit in der Schenke auf dem Hellweg?

Die Fremden nehmen eine Kleinigkeit — was die Küche zu bieten hat, Eier, Schinken, Brot und einen Kaffee, schwarz und stark. Der belebende Geruch erfüllt das ganze Zimmer. Meta geht ab und zu, trägt auf.

Niemand spricht; auch die Fremden schweigen. Alle horchen auf den Regen. Der Wind legt sich.

„Der Hellweg ist frei", sagt Wefers, der am Fenster sitzt, mit seiner leisen klaren Stimme. Die Fremden stehen auf. Der weißhaarige Herr zahlt für alle. Sie sprechen höflich „Guten Tag!" im Hinausgehen. Der Wagen fährt davon.

„Merkwürdige Leute", spricht Wefers.
„Sie stellten was vor", meint Rademaker.

„Sicher", sagt der Chauffeur, „das war solide Marke. Unsereiner kennt sich aus. — Mensch, was fährst du als Privatchauffeur manchmal für Gesindel! — Mein jetziger Herr ist Bankier. Seinem Großvater gehörte schon das Bankhaus Glanders. Die Tochter heiratet nach Düsseldorf. Heute ist die Hochzeit. Ich bin auf dem Wege, ihn abzuholen. Er rief heute in der Frühe an. Es muß etwas Besonderes los sein."

„Stellt doch mal den Rundfunk an!" sagt Wefers. „Da gibt es immer was Neues zu hören."

Gleich darauf ist der Raum ganz angefüllt mit starken, leidenschaftlichen Musikklängen. In dieser ländlichen Sonntagmorgenstille strömt eine Klangfülle ohnegleichen über die lauschenden Menschen hin und — — bricht plötzlich ab. „Achtung! — Achtung! Bekanntmachung des Polizeipräsidiums: Ein schwarzer Reisewagen mit vier Insassen, darunter ein weißhaariger Herr, eine Dame mit juchtenledernem Stadtkoffer, ist aufzuhalten. Sofortige Meldung an das nächste Polizeibureau! Die Insassen raubten fünfzigtausend Mark im Schalterraum des Bankhauses Johann Philipp Glanders."

Die Männer haben sich noch nicht von dem Schrecken erholt, da springt der Chauffeur auf „Kerls! Und die habe ich laufen lassen!!" Schon ist er zur Tür hinaus. Der Motor des Autos braust in tobenden Schlägen. Durch aufschäumendes Pfützenwasser rast das Auto dem anderen nach.

„Man erlebt merkwürdige Dinge . . ." Rademaker räumt den Tisch ab.

Den Hellweg entlang knattern Motorräder — bremsen scharf vor dem Haus. Die Tür wird aufgestoßen. Polizeileute füllen den Raum. Laute, rasche Fragen. Rademaker gibt bedächtig Auskunft.

„Wo ist der Chauffeur?" — Rademaker zeigt mit dem Daumen über die Schulter. „Hinter den anderen her."

„Sie bogen nach der holländischen Grenze ab", sagt Wefers.

„Konnten Sie die Wagennummer erkennen?"
„Der Wagen hatte keine Nummer. Das fiel mir auf."
Die Motorräder tosen über den Hellweg.

Zwei dunkle Punkte rasen in zwei Kilometer Entfernung voneinander. Der Abstand wird geringer. Kennt man im vorderen Wagen die Gefahr nicht? Der Reisewagen fährt ausdauernd, trotz des glitschigen Bodens. Das Glandersche Auto hat größere Schnelligkeit.

Er ist nur einer, die vorn sind vier — denkt der Chauffeur. Waffen haben sie sicher.

Ganz weit hinten wird der Weg getüpfelt von Motorrädern, die wie Projektile heranschießen. Der Chauffeur läßt den Winker spielen, die Hupe gröhlen, damit sie nicht von hinten auf ihn rasen.

Die vorne merken jetzt was. Er liegt flach über der Steuerung — so geht der erste Schuß über ihn weg. Die da vorn wissen also, was los ist. — Der Chauffeur reißt seinen Revolver heraus. Der peitschende Knall bekommt ein Echo im zerplatzenden Hinterradreifen des anderen Wagens. Vorüber jagen die Motorräder der Polizei. Dann geht es rasch. Zurufe. Ein Wirbel von Schüssen bricht los — Stille. „Ab dafür", stellt der Chauffeur mit Befriedigung fest. In dem kleinen Juchtenlederkoffer findet sich das Geld, ein schmales Bündelchen mit fünfzig Tausendmarkscheinen.

Mit solchem Gesindel habe ich beinahe an einem Tisch gesessen. Mensch, hätte ich den Aufenthalt nicht gehabt!"



Bunte Chronik



Uhren aus Beryllium.

Das Metall Beryllium gewinnt neuerdings eine immer größere Bedeutung für die verschiedensten industriellen Zwecke. Seine außerordentliche Leichtigkeit — das spezifische Gewicht beträgt nicht mehr als 1,7 — geht mit einem hohen Schmelzpunkt Hand in Hand; daneben besitzt es eine hohe Widerstandsfähigkeit gegen Korrosion. Bemerkenswert sind die Legierungen des Berylliums mit Stahl und Kupfer. Aus den ersteren lassen sich Spiegel mit besonders harter Oberfläche herstellen, die nicht blind werden, während die Beryllium-Kupferlegierungen ungewöhnlich widerstandsfähige Federn liefern. Wegen seiner Leichtigkeit und Stärke dürfte das genannte Metall im Bau von Flugzeugen künftig eine große Rolle spielen. Neuerdings sind auch Uhren aus Beryllium auf den Markt gekommen, die sich durch außerordentliche Widerstandskraft auszeichnen. Eine solche Uhr läßt sich mit voller Wucht gegen eine Mauer werfen, ohne daß sie davon Schaden leidet. Nicht eine einzige Feder wird bei solch gewaltsamer Behandlung brechen. Eine Beryllium-Uhr kann man auch unbesorgt längere Zeit im Wasser liegen lassen, ohne ein Rosten oder eine sonstige Zersetzung befürchten zu müssen. — Das Bombardement von Beryllium-Atomen mit Alphastrahlen hat übrigens vor nicht langer Zeit zu der Entdeckung der Neutronen geführt.

*

Das Lynchgericht der Frauen.

Recht schlecht erging es kürzlich einem Heiratsschwindler in Neapel. Der hatte nicht weniger als 25 Frauen die Ehe versprochen und ihnen ihre Ersparnisse abgeschwindelt. Er nannte sich Dr. Arri, war aber in Wirklichkeit ein Schlosser. Durch einen Zufall erfuhr eine der Frauen, daß sie betrogen war. Sie ließ durch einen Detektiv ihre Leidensgenossinnen ermitteln. Dann drangen alle 25 gemeinsam in das Hotelzimmer ein, in dem der Spitzbube wohnte, und prügelten ihn zu Tode. Sie alle haben sich der Polizei gestellt, aber es steht schon jetzt fest, daß ihnen nicht viel geschehen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.